



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bauditz, Sophus: H. C. Andersen : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



H. C. Andersen

Von Sophus Bauditz

(Schluß)



Andersens Talent, eine Landschaft, eine Straße, ein Interieur zu zeichnen, ist gewissermaßen einzig in seiner Art. Zu seiner ganzen Entfaltung gelangt sein Talent nach dieser wie nach allen Richtungen hin freilich erst in den Märchen, es ist aber schon in den Romanen und in vielen der Gedichte bewunderungswürdig. Wie er schnell liest, so sieht er schnell, und er zeichnet mit einer Sicherheit, die geradezu erstaunlich ist. Oft hat man beinahe das Gefühl, als habe er eine Momentaufnahme aus dem Fenster eines Coupés im Schnellzuge gemacht, und wenn er im Gegensatz zu so vielen andern Dichtern immer die Fahrt auf dem „Rücken des Dampfrosses“ auf Kosten der ehemaligen Diligencen preist, so kommt das wohl daher, daß er die Fähigkeit hat, so schnell zu sehen, und das, was das Charakteristische für die wechselnden Bilder ist, so schnell aufzufassen. Mit wenig Strichen zeichnet er, aber lebendig, anschaulich: er zwingt die Phantasie des Lesers, das Fehlende zu ergänzen, und zwar es auf die rechte Weise zu ergänzen.

J. L. Heiberg hebt ja in seiner Besprechung von Ohlenschlägers „Johannis-abendspiel“ die Guckkastenbilder als etwas von dem besten hervor, was die dänische Literatur an „poetischen Naturschilderungen“ hat, und er macht darauf aufmerksam, daß sie gerade durch dieselbe Unmittelbarkeit wirken, mit der die Bilder in einem wirklichen Guckkasten zu der kindlichen Phantasie reden: „Die Hauptsache auf dem Bilde steht in der Regel isoliert ohne Verbindung mit der Umgebung, feinere Schattierungen und Übergänge gibt es nicht, im ganzen ist mit dem Schatten gespart, alles hebt sich mit scharfen Konturen und mit starken, bunten Farben ab.“ Aber was hier von Ohlenschläger gesagt ist, kann mit ebenso großem Recht von vielen von Andersens Landschaftsschilderungen gesagt werden; man denke nur an Gedichte wie „Abendlandschaft“ und „Studie nach der Natur“ oder an die paar Zeilen, mit denen er uns in „Unterm Weidenbaum“ das ganze Nürnberg schildert! Man muß unwillkürlich an den Guckkasten seiner eignen Kindheit denken, von dem er vielleicht mehr gelernt hat, als er selber ahnt.

Zunächst und mit besondrer Vorliebe hat er, namentlich in den Romanen, Bilder von seiner Heimatinsel Fünen wiedergegeben, doch kann man ihn dieser Naturschilderungen halber nicht eigentlich als den Dichter Fünens bezeichnen, sein Reich ist größer. Wollte man sich eine Karte vorstellen, auf der mit verschiedenen Farben angegeben wäre, wo die Domäne eines jeden Dichters läge, so würde die von Blicher in dem nördlichen Mitteljütland und die von Christian

Winther in Südoftseealand liegen, bei Andersen aber würde die Karte dem bunten Mitteldeutschland gleichen, wo die Fürsten rings umher Enklaven haben oft sehr weit von ihrem Stammlande entfernt. Finen würde ganz unbedingt Andersens Stammland sein, aber seine Farben würden auch in der Gegend von Silkeborg, an der Nordsee und bei Skagen, ja bis weit über die Grenzen Dänemarks nach Norden und nach Süden zu suchen sein.

Im Auslande, in Deutschland und in England, hatte sich Andersen einen Namen errungen durch die Romane; in der Heimat wird er durch sie erst bekannt, aber noch nicht berühmt. Das dänische Publikum war eine Zeit lang sehr geneigt, über den Erfolg zu lächeln, den er in der Fremde hatte, und die bekannte Äußerung von ihm in „Eine Seele nach dem Tode“ ist sicher ein Ausdruck für die Auffassung gewesen, die die Mehrzahl von Andersens Landsleuten lange von ihm hegte. Die Zeit war freilich längst vorüber, wo es kurz und gut hieß: „Es ist zu großartig und zu apart, und deshalb muß er gedruckt werden“; aber noch immer stieß er in seinem Verkehr auf Leute, die ihn nicht verstanden oder ihn nicht verstehen wollten, und die, wenn er sich hierüber beklagte, ihm antworteten wie die Henne in dem „häßlichen jungen Entlein“: „Ja, wenn wir dich nicht verstehen, wer sollte dich dann wohl verstehen! Du willst doch wohl nicht gar klüger sein als die Katze und die Frau, von mir gar nicht zu reden. Aber glaube mir: Ich meine es gut mit dir, ich sage dir Unannehmlichkeiten, und daran soll man seine wahren Freunde erkennen!“ Und wenn das das Kennzeichen ist, so hat Andersen immer das Glück gehabt, viele „wahre Freunde“ zu haben, sowohl solche, die aus Neid und Mißgunst unangenehm waren, wie auch solche, die so wie Francesca und Fabiano es für ihre heilige Pflicht hielten, ihn niederzuhalten. Er machte in der Tat wirklich beständig „schrecklich viel schlimmes“ durch, denn jeder kleine Nadelstich war ihm eine Herzenswunde, und die Berühmtheit, den wirklich großen Ruhm, hatte er noch nicht erlangt — endlich aber kam auch der.

Verhältnismäßig früh hatte er sich mit der Märchendichtung befaßt, aber anfangs nur wie zufällig, und ohne daß eigentlich weder er selbst noch andre besondres Gewicht darauf gelegt hatten. Er begnügte sich lange Zeit damit, durch die Gitterpforte in den „Schloßgarten in seinem Dichtereich“ zu lugen und sich nur hin und wieder einmal eine einzelne Blume aus dem bunten Flor da drinnen zu holen. Allmählich aber gelangte er zu der klaren Erkenntnis, wo seine Größe liege; das Erscheinen der gelben Hefte wurde ein Ereignis, ein Ereignis für Groß und Klein, und der Storch hinten auf dem Umschlag segelte mit weit ausgebreiteten Flügeln über die ganze Welt und trug seinen Ruhm auf dem Rücken.

Die Märchendichtung ist so alt wie die Dichtung selbst; sie hat ihre Heimat ebensogut im Morgenlande wie im Eis des Poles, und sie wird zu allen Zeiten leben, so sicher, wie nur der Dichter uns das verschlossene Land zeigen kann, von dem wir alle träumen, das hinter den Bergen liegt, wo die Elfen wohnen, und wo noch niemand gewesen ist. Was macht es nun, daß Andersens Märchen trotzdem so ganz für sich stehn, daß es kein Seitenstück in der Literatur dazu gibt?

Vor allem wohl der Umstand, daß sie in ihrer ganzen Form wie nichts anderes außer dem eigentlichen Kreis der Volksmärchen das Gepräge des Erzählten tragen. Über einer ganzen Reihe von ihnen liegt eine Kunst des Stils, die bewunderungswürdig ist, und viele hat der Dichter wieder und wieder umgeschrieben, aber dennoch wirken sie beim Lesen wie eine Improvisation, als wären sie im Augenblick auf den Lippen des Erzählers geboren. Nicht umsonst hat Andersen den Rohstoff zu vielen seiner Märchen aus denen geschöpft, die er in seiner Kindheit beim Hopfenpflücken und in der Spinnstube gehört hatte, er hat die Erinnerung an den Klang und die Wirkung des mündlichen Vortrags bewahrt, und kein anderer dänischer Dichter aus unserm goldenen Zeitalter — Blicher in „E. Bindston“ allein ausgenommen — hat seinen Stil so erfolgreich der täglichen Sprache genähert wie er. Mag er mit einer Frage beginnen wie: „Hast du jemals so einen richtigen alten hölzernen Schrank gesehen, ganz schwarz von Alter, mit geschnitzten Schnörkeln und Laubwerk?“ oder noch schlichter: „Man hätte wirklich glauben sollen, daß in der Straßenspitze etwas los sei, aber es war gar nichts los“ — so ist man sofort in media res, Kinder und Erwachsene sind sich sofort klar darüber, daß erzählt wird, und das verleiht von vornherein dem Dichter eine Macht über die Gemüter, die er auf alle Weise ausnützt. Er weiß, daß alles, was wir später zu hören bekommen, durch die Klangfarbe das Überzeugende der lebendigen Sprache gewinnt, die Wirklichkeit des Märchens, er weiß, daß er uns bieten kann, was er will, wir wundern uns über gar nichts, sondern finden das Ganze höchst natürlich, und wir rätsonieren nicht einmal da, wo wir unter andern Verhältnissen ganz sicher rätsonieren würden, denn das Märchen — und namentlich das erzählte Märchen — hat seinen eignen Maßstab für Moral und höhere Gerechtigkeit. Wenn der Soldat der Hexe den Kopf abhaut, so ist das gut getan; sonst hätte er ja das Feuerzeug nicht bekommen, und das Feuerzeug muß er haben; und wenn der kleine Klaus seiner Großmutter, die er doch so lieb gehabt hat, die Sonntagskleider anzieht und sie hinten in den Wagen setzt und vor dem Krüge ein Glas Met für sie bestellt, so kommt es niemand von uns in den Sinn, ihn des Mangels an Pietät der Toten gegenüber zu beschuldigen, denn durch diese Komödie verdient ja der kleine Klaus sein Geld, und Geld muß er verdienen.

Andre Dichter haben eine mächtigere Phantasie gehabt, die ihnen große Bilder aufgetan hat, aber keiner hat innerhalb der Welt des Märchens eine so farbig malende Phantasie gehabt wie er, es ist, als müsse er selbst alles gesehen haben, was er schildert. Er muß selbst, so meint man, bei Elisa gewesen sein, als die wilden Schwäne mit ihr über das Meer flogen, damals, als sie bei Sonnenaufgang tief, tief unter sich die kleine Felseninsel gewahrt, die sie erreichen müssen, ehe die Sonne erlöscht, „wie der letzte Funke, der durch das verbrannte Papier zieht“; er muß die kleine Meerjungfrau durch den Garten der Meerhexe begleitet haben, wo die Bäume und die Büsche Polypen sind, halb Tier halb Pflanze, mit langen, schleimigen Armen wie Zweige und mit Fingern wie geschmeidige Würmer — er muß dort gewesen sein, wie sollte er es sonst wohl gesehen haben?

Und zu dieser malenden Phantasie kommt dann die wohlthuende, burleske Laune mitten im Märchen. All den Spuk, den der dänische Volksglaube geschaffen hat, trommelt er im „Elfenhügel“ zusammen; zuerst das Elfenvolk selbst, dann den Meergreis und seine Töchter, die jede einen „nassen Stein zum Sigen bekommen, oder noch etwas besseres“; den Wassermann und die Zwerge, den Nachtraben und die Irrlichter, ja sogar das Grabschwein, das Totenpferd und den Kirchenzwerger, der ja freilich „zu der Geistlichkeit gehört“ und deshalb eigentlich nicht mit zum Volk des Elfenkönigs gerechnet wird. Und wie behandelt er diese ganze Gesellschaft! Mit einer Familiarität, einer Dreistigkeit ohnegleichen, die ihren Gipfelpunkt erreicht, als dem Totenpferd übel wird, und es von Tische aufstehn muß — das Totenpferd, das bisher von allen, sogar von Blicher, nur mit Pietät behandelt worden ist, das Totenpferd, das man bisher nur mit Grausen hat nennen hören, das wird durch die paar Worte so zahm gemacht, daß jedes Kind fortan wagt, hinzugehn und es zu streicheln und zu sagen: „Gutes altes Totenpferd, beißt gar nicht“ — so groß ist die Macht des Märchendichters!

Aber wie hoch Andersen auch dagestanden haben würde, wenn er nur seine Märchen von Prinzen und Prinzessinnen, Meerjungfrauen und Hexen geschrieben hätte, seine Bedeutung würde doch nicht annähernd so groß gewesen sein wie jetzt, wo er nicht nur die Tiere und Blumen, sondern alles, was ihm auf seinem Wege begegnete, in den Zauberkreis des Märchens gezogen hat.

Die Tierfabel ist ja so alt wie das Märchen und die Dichtung; in sie hat das Altertum seine Lebensweisheit und seinen Scherz hineingelegt, durch den Mund der Tiere hat man schon früh gelernt, das zu sagen, was man den Menschen nicht auf die Zunge zu legen wagte, und der Schmetterling, Bäume und Blumen waren zu allen Zeiten „poetisch.“ Hierzulande hat Holberg auf Lateinisch gefabelt, Schack=Staffeldt hat den sterbenden Schmetterling in Oden besungen, Ohlenschläger läßt den Eichbaum wie auch den Glühwurm reden, und Kaalund dichtet seine schönen „Fabeln für Kinder.“ Der Schmetterling ist für Schack=Staffeldt jedoch nur ein Symbol, sowie es der Eichbaum und der Glühwurm für Ohlenschläger sind, und wenn Kaalund die Tiere auftreten läßt, geschieht das in der Regel, um entweder auch zu symbolisieren, oder um den Menschen die Liebe zu den „guten Tieren“ einzuprägen. Andersen dagegen behandelt die Tiere wie Realitäten, was auch Blicher und Christian Winther tun, aber während sich der seeländische Dichter darauf beschränkt, die Fauna, die er aus Feld und Wald kennt, zu erwähnen und in ein paar meisterhaften Zeilen zu charakterisieren, und während sein jütländischer Genosse, der Jäger, nur den „Zugvögeln“ eine Stimme verliehen hat, so schenkt Andersen allen Tieren Stimme und Sprache. Und er begnügt sich nicht damit, sie auf altmodische Fabelweise nur als Menschen reden zu lassen, nein, seine Tiere reden so, wie die Tiere reden müßten, wenn sie reden könnten; es macht sich hier, wie fast überall bei Andersen, mitten in dem Märchenhaften ein erstaunlicher Wirklichkeitsfönn geltend, eine Fähigkeit, das Charakteristische unter allen Formen aufzufassen und wiederzugeben.

Die Vögel sind nun freilich seine Lieblingstiere, nicht zum mindesten der Storch — sein beständiger Wechsel zwischen dem Norden und dem Süden erinnert ihn an seine eignen ständigen „Fliegegelüste.“ Den Storch benützt er als Räsoneur in „Schlammkönigs Tochter,“ die Spazier in den „Nachbarfamilien“ und die Eulen in „Es ist ganz gewiß“; sie bilden „den Chor“ — man wird förmlich an den alten Aristophanes erinnert! Aber seine Fauna erstreckt sich weit über die Ornithologie hinaus, „weit hinüber, jenseits des Gartens, bis in das Feld des Pfarrers“ und noch viel weiter.

In- und auswendig kennt er Hund und Kaze, die Stubenkaze und die Küchenkaze sind die Räsoneure in der „Eisjungfrau“; er benützt Maulwurf und Feldmaus, Kröte und Schnecke — wer vergäße wohl jemals die „alten Schnecken“ in der „Glücklichen Familie“!

Von Ole Luköie heißt es, „daß er mit seiner Zauberspritze alle Möbel in der Stube berührte, und sogleich begannen sie zu reden.“ Entweder hat Andersen selbst die Zauberspritze gehabt, oder er hat es ebenso gemacht wie der Kobold beim Speckhöcker, der des Nachts, wenn alle im Bett lagen, „hinging und das Mundwerk der Madame nahm, das sie ja nicht brauchte, wenn sie schlief, und wo auch in der Stube er es an einen beliebigen Gegenstand ansetzte, bekam dieser Stimme und Sprache und konnte seine Gedanken und Gefühle aussprechen.“ Denn was Andersen auch berührt, den Kreisel oder den Ball, die Halskragen oder den Schneemann, so sprechen sie gerade die „Gedanken und Gefühle“ aus, von denen wir akkurat finden, daß sie sie haben müssen, und handeln in Übereinstimmung mit ihnen. Man denke nur an den „standhaften Zinnsoldaten.“ Er ist durch und durch der mutige Soldat, sowohl wo er unter dem Kinnsteinbrett durchsegelt, wo die Wasserratte hinter ihm drein ist, wie auch als er in den Kanal hinausstürzt; ja sogar wie er schmilzt, steht er noch standhaft mit dem Gewehr im Arm da. Hier kommt das echt Märchenhafte und der trockne Humor so schlagend dadurch zum Ausdruck, daß der Erwachsene und das Kind die ganze Zeit über wissen, daß der Zinnsoldat aus guten Gründen gezwungen ist, „standhaft“ zu sein und das Gewehr im Arm zu behalten; trotzdem bewundert man aber den Zinnsoldatenmut und versteht nur zu gut, daß Helgesen, der Held von Frederikstad, dieses militärische Märchen höher stellt als jedes andre. Oder man denke an die Hirtin und den Schornsteinfeger! Sollen Porzellanfiguren — zarte, kokette Figuren aus Meißner Porzellan aus der guten alten Rokokozeit —, sollen die reden, so müssen sie so reden, wie sie es hier tun; die Hirtin ist verliebt aber vorsichtig, denn sie ist sich ihrer „Zerbrechlichkeit“ bewußt, und der alte Chinese, der schließlich herunterfällt und in Stücke zerbricht, sodas er fortan ein Niet im Rücken haben muß, der muß räsionieren, wie er es tut, es kann gar nicht anders sein. Es sind keine Menschen, die in Porzellanfiguren umgeformt sind, nein es sind Porzellanfiguren, die lebendig geworden sind.

Wie abwechselnd und bunt ist der Schatz, den Andersen in den Märchen uns Dänen und der übrigen Welt geschenkt hat — uns freilich vor allem! Denn auch wenn seine Dichtung über die ganze Welt geflogen, selbst wenn er der einzige von Dänemarks Dichtern ist, den man in allen Ländern kennt, wo

überhaupt gelesen wird, so ist er doch in Gefühl und Humor, in der Wahl seiner Themata und der Szenerie, ja sogar in seiner Phantasie so dänisch wie nur einer, und ihn vollständig genießen und verstehen, das können wohl nur seine Landsleute. Wirken nicht auf uns alle schon allein die bekannten Titel der Märchen wie eine festliche Musik! „Säumelchen“ und „Die Galoschen des Glücks“, „Die Schneekönigin“ und „Das alte Haus“, „Der fliegende Koffer“ und „Die Glocke“ — die Glocke, deren Klang wohl die hellste Romantik ist, die durch dänische Dichtung geklungen ist —, man fängt an, sich einige einzelne aufzuzählen, und dann wirbeln da in einem Augenblick hunderte in unsern Gedanken auf!

Und die Geschichten: „Unterm Weidenbaum“ und „Des Pförtners Sohn“, „Schön“ und „Ib und die kleine Christine“! War Andersen in seinen großen Erzählungen breit und oft formlos, so hat er hier bis zur Vollendung die Kunst der Beschränkung und des Stils gelernt: in vielen von den „Geschichten“ ist ein ganzer Roman auf ein paar Seiten gegeben, man hört den Wind durch „Waldemar Daa und seine Töchter“ sausen, und niemand vergift aus dem „Bischof von Børglum und seine Sippe“ einen Durakkord wie den: „Es ist Laubfällszeit, Strandungszeit; jetzt kommt der eisige Winter.“

Viele, viele Jahre war es H. C. Andersen gegönnt, als der berühmte Dichter zu leben, und wie nur wenige schwelgte er in seinem eignen Ruhm. Man hat ihm das zum Vorwurf gemacht, hat jedenfalls darüber gelächelt. Hat man aber eigentlich ein Recht dazu gehabt?

Es heißt ja allgemein, daß wer sich selbst ein Vermögen erworben hat, fester daran hält als jemand, der auf leichtere Weise zu seinem Wohlstand gelangt ist — ganz einfach, weil der, der sein Vermögen selber von Grund auf hat aufbauen müssen, weiß, was es wert ist, weiß, was es gekostet hat. Andersen wußte, was die Berühmtheit ihn gekostet hatte, er dachte daran, wie er sich Schritt für Schritt auf dem „Dornenwege der Ehre“ hatte vorwärts kämpfen müssen; deshalb war er ängstlicher, als dies nötig war, um seinen Ruhm besorgt — deswegen hatte er aber auch mehr als andre die Berechtigung dazu. Das Glück und der Ruhm machten ihn demütig und dankbar, aber er demütigte sich nie vor Menschen, er wußte, was er selbst wert war, und verlangte, respektiert zu werden. Jetzt begnügte er sich nicht mehr damit, auf der Odenfer Au zwischen den Gärten „mit Gulbergs und des Bischofs Familien“ im Boot zu fahren, nein, auf dem Frederiksborger Schloßsee und zwischen den Bergen auf dem Starnberger See fährt er, und er liest seine Dichtung Königen vor, aber kraft der Gnadengabe des Genies sitzt er als ihr Ebenbürtiger da: er ist ja Dichter „von Gottes Gnaden“, wie sie Könige sind, er fühlt sich als Lehnsmann des lieben Gottes im Reiche der Poesie. Und so wenig er es vergißt, von der Stellung zu sprechen, die er jetzt erreicht hat, so wenig verheimlicht er seine Vergangenheit: immer und immer wieder kommt er darauf zurück, erwähnt sie voller Stolz und führt sie als sein Adelszeichen. Er schreibt von Prinzen und Prinzessinnen, und er schildert die Großen dieser Welt mit Verständnis und Sympathie, früh und spät aber beweist er durch seine Dichtung, daß es auf den Adel des Geistes ankommt, beweist stolz und selbstbewußt, daß es für den,

der in einem Schwanenei gelegen hat, nichts ausmacht, daß er in einem Enten-
hofe zur Welt gekommen ist.

Und so thronte er in seinen letzten Jahren als der „gute, alte Dichter,“
als der geweihte Dichterpatriarch, dem alle Welt huldigte. Flog er „mit dem
Storch“ in die fremden Länder, wurde er als Fürst empfangen, und saß er in
Dänemark in seiner Wohnung am Nyhavn, so war sein Heim eine Wallfahrts-
stätte; die Könige des Landes ehren ihn dort durch ihre Besuche, alles, was
in der Welt des Geistes einen Namen hatte, kam zu ihm, und junge, un-
bekannte Männer pochten verlegen an seine Tür, so wie der arme Johannes
im „Reisefamerad“ an die Tür des Königs pochte. Und der gute Märchen-
könig, die unsichtbare, goldne Krone der Dichtung auf dem Haupt und das
Zepter der Poesie unterm Arm, öffnete selbst und führte den Fremden in die
traulichen Stuben, wo die Hyazinthen im Fenster blühten, und wo der wunder-
bare Wandschirm, den jeder sehen mußte, einen Ehrenplatz einnahm; er war
sanft und natürlich, so ermunternd und geradezu, daß manch ein armer Johannes
die Erinnerung an seinen ersten Besuch bei dem Märchenkönig wie ein Heilig-
tum bewahrt, das er nicht missen möchte.

Es gingen Sagen von ihm, noch während er lebte, ganze Sagentkreise
dichtete das Ausland über ihn. Und doch übertraf die Wirklichkeit eigentlich
die Sagenbildung. Baggesen hatte ja prophezeit, daß aus dem Jungen, der
in der Sibonischen Gesellschaft auftrat, etwas werden würde, und das war ein-
getroffen. Aber die alte Frau, die noch früher geweissagt hatte, daß die Stadt
Odense einstmals zu Ehren für Schusters Marie ihren Hans Christian illu-
miniert werden würde, die sollte auch Recht haben: er wurde zum Ehrenbürger
seiner Stadt ernannt, und Odense wurde ihm zu Ehren illuminiert.

Als er da oben im Rathausaal stand, sagte er, es sei dies das drittemal,
daß er hier sei; zum erstenmal war er als Knabe hier oben, um ein Wachs-
figurenkabinett zu sehen, das zweitemal hatte ein alter Stadtmusikant ihn mit-
genommen, damit er vom Orchester aus die Bürgerschaft betrachten könne, die
an Königs Geburtstag tanzte, und das drittemal, das ist jetzt, wo er selbst der
Mittelpunkt der Feier ist. Auf ähnliche Weise äußerte sich der berühmte deutsche
General von Goeben über seine drei Besuche in Darmstadt: das erstemal, als
er da war, mußte er sich bettelnderweise ein paar Groschen von einem Handwerks-
burschen für das Nachtlager leihen, das zweitemal war er im Gefolge des
Prinzen von Preußen, und zum drittemal kam er 1866 als Chef einer sieg-
reichen Armee, die ihm Länder zu Füßen gelegt hatte, nach Darmstadt. Das
hatte H. C. Andersen auch erreicht; ihm lagen noch mehr Länder zu Füßen
als dem deutschen General. Und als er dann das Ehrenbürgerdiplom in
Empfang genommen hatte, sagte er in seiner Dankesrede, daß er an Aladdin
denken müsse, der, als er mit der Wunderlampe das herrliche Schloß errichtet
hatte, an das Fenster trat und sagte: „Da unten ging ich einst als armer
Junge.“ Der Vergleich mit Aladdin paßt insofern, als Gott auch ihm eine
solche Aladdinlampe, die Poesie, vergönnt hatte, aber eine Aladdinatur ist
Andersen niemals gewesen. Es fielen keine Apfelsinen in seinen armseligen
Kinderturban, und er stand nicht wie der Dichter Aladdin „mit einem Sprung

auf des Berges Gipfel.“ Erst als reifer Mann und nach einem Kampfe, der einem jeden Bewunderung abzwängen muß, hielt er die Wunderlampe in seiner Hand und lernte ihren rechten Gebrauch, und deswegen ist es an H. C. Andersen nicht das am wenigsten Große, daß er zu allen Zeiten als Typus der bewußten, unbeugsamen Energie dastehn wird.

Es ist ein Glück für ein Volk, religiös erzogen zu sein, und es ist ein Glück, historisch erzogen zu sein, es ist aber auch ein Glück, poetisch erzogen zu sein, schon früh dazu erzogen zu sein, Sinn für die ewige Herrlichkeit der Poesie zu haben. Und ist das dänische Volk von Kindesbeinen an gewöhnt, ein Ohr für den Klang der Dichtung und ein Auge für ihre Bilder zu haben, so ist dieses Verdienst mehr als jedem andern Andersen zuzuschreiben. Er ist der erste Dichter, dessen Bekanntheit ein dänisches Kind macht:

Die Lampe brennt, die Mutter näht,
Der Vater liest Märchen uns vor noch spät,
Prinz und Prinzesschen sehn wir auf Zehn
Leise über den Teppich gehn.
Die Zwerge kobolzen, die Elfen tanzen,
Und Zinnsoldat stramm steht mit Gewehr und Ranzen.

Johann Krohn

Wer von uns hat nicht aus den Zeiten der Kindheit die Erinnerung an die Feierstunden bewahrt, wo das Buch hervorgeholt wurde, und die ganze Wunderwelt des Märchens aus seinen Blättern aufstieg! Und welche Wonne ist es nicht für den Ältern, nur in seinem reichen Bilderschatz zu blättern und sich bei jeder einzelnen Zeile in das verlorne Zauberland des Märchens zurückversetzen zu können! Das ist eine Wonne, die mit der der Äsen verwandt ist, wo sie in dem betauten Gras die goldnen Würfel fanden, mit denen sie am Morgen der Zeiten gespielt haben.

Ehre dem Dichter, dessen Werke ein Volk aus der Kindheit durch das ganze Leben zu geleiten vermögen!



Unter Kunden, Komödianten und wilden Tieren

Lebenserinnerungen von Robert Thomas

(Fortsetzung)



ie Musiker reisten nun nach Hause in die Pfalz, und wir veranstalteten keine Vorstellungen mehr. Wir beschäftigten uns während der schlechten Jahreszeit mit dem Reparieren und dem Erneuern des Anstrichs, schlachteten wöchentlich zwei bis drei Pferde und hatten eine Zeit lang unter der ungewöhnlich großen Kälte, die bis zu fünfundzwanzig Grad stieg, zu leiden. In der Kammer war anfangs kein Ofen, und das Fleisch mußte, bevor es verfüttert wurde, aufgetaut werden. In der Mittagstunde wurde in aller Eile gereinigt, gefüttert und getränkt, reichlich Stroh gestreut, und dann wurden alle Wagen wieder sorgfältig geschlossen. Als die Kälte länger andauerte, liehen wir uns einen Ofen, mit dem wir die Temperatur